

ELENA SANTIAGO

Inseln im Wind

Buch

London, 1649. Als Charles I. auf Cromwells Befehl in London enthauptet wird, ändert sich Elizabeth Raleighs Leben schlagartig. Royalisten werden nach der Hinrichtung des Königs von den Puritanern verfolgt, und als Adelstochter muss Elizabeth um das Leben ihres Vaters fürchten. Nur eine Hochzeit mit dem regierungstreuen Kolonisten Robert Dunmore kann ihn retten.

Harold Dunmore, Roberts Vater, ist ein einflussreicher Pflanzer auf Barbados, und er hat Elizabeth als Schwiegertochter ausgewählt, weil sie in mehrfacher Hinsicht ideal erscheint: Sie ist wohlhabend, gut erzogen und schön.

Obwohl Elizabeth von Robert angetan ist, fällt ihr der Abschied von ihrem Vater und der englischen Heimat sehr schwer. Wenige Tage vor ihrem Aufbruch versetzt eine schicksalhafte Begegnung mit dem Freibeuter Duncan Haynes sie in Gefühlsaufruhr, doch die Hochzeit mit Robert findet wie geplant statt. Elizabeth begibt sich auf eine lange Reise – zu einer fernen Insel und zugleich in eine ungewisse Zukunft, die Geheimnisse und Gefahren für sie bereithält, aber auch ungeahnte und überwältigende Gefühle ...

Autorin

Elena Santiago ist das Pseudonym einer bekannten deutschen Autorin, die zunächst als Richterin und später als Anwältin in ihrer eigenen Kanzlei tätig war, dann aber immer mehr Spaß am Schreiben fand, bis sie die Robe schließlich ganz an den Nagel hängte. »Romane machen einfach zufriedener als Schriftsätze, denn man weiß als Autor immer schon vorher, wie es am Ende ausgeht.« Elena Santiago lebt und arbeitet am Rande der Rhön in Hessen.

Elena Santiago

Inseln im Wind

Roman

blanvalet



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Juni 2013 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2012 by Blanvalet Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary
Agency GmbH, München.

Umschlaggestaltung: bürosüd°, München

Umschlagabbildungen: plainpicture/Pierre Baelen und Trevillion
Images/Susan Fox

ED Herstellung: sam

Redaktion: Rainer Schöttle

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37888-3

www.blanvalet.de

Für meine Schwestern Anne und Ulla

Wirf dich ins Meer, wo es am wildesten tobt!
(Johann Wolfgang von Goethe, *Faust II*)

Erster Teil

London und Raleigh Manor
Januar und Februar 1649

1

Elizabeth erschauerte. Unwillkürlich glitt ihr Blick zu dem Richtblock, und wieder wünschte sie sich davonzulaufen, um es nicht länger mit ansehen zu müssen. Schon bei ihrer Ankunft vor dem Palast hatte sie der Anblick des Schafotts mit Abscheu erfüllt. Hoch gebaut und mit schwarzem Tuch beschlagen, ähnelte das große Podest einem gewaltigen Sarg.

»Es ist eine Schande«, sagte Elizabeths Vater. Lord Raleigh war blass, und seine Stimme zitterte, als stünde er kurz davor, die Fassung zu verlieren. Sein Gesicht war versteinert, es kostete ihn Mühe, angesichts des Unfassbaren Haltung zu bewahren.

»Den Ruhm Englands wird dieses Schauspiel sicher nicht mehren«, stimmte Harold Dunmore zu. Der Plantagenbesitzer hatte die Arme vor der Brust verschränkt und verfolgte das Geschehen auf dem Schafott mit gerunzelter Stirn, aber auch mit einem gewissen Interesse.

Fröstelnd zog Elizabeth den pelzverbrämten Umhang fester um ihre Schultern. Es war kalt an diesem Januartag, der Wind fuhr ihr immer wieder schneidend ins Gesicht. Sie hielt sich dicht bei ihrem Vater, obwohl sie kaum das Bedürfnis unterdrücken konnte, so weit wie möglich fortzulaufen. Wäre es doch nur endlich vorbei!

Es war schon fast eine Stunde her, dass der König durch eine Fenstertür von einem Raum des Banqueting House direkt hinaus auf das Schafott geführt worden war. Offenbar war es

König Charles' Wunsch gewesen, letzte Worte an sein Volk zu richten, doch sein Erzfeind Cromwell hatte das zu verhindern gewusst. Das Gelände um das Schafott war von Truppen abgeriegelt. Kavallerie und Infanterie umgaben die Richtstätte und sperrten sie zur Straße hin ab, sodass die versammelte Menge unmöglich verstehen konnte, was der König zu sagen hatte. Und das war nicht wenig. Charles I. sprach bereits seit geraumer Zeit zu dem Bischof und den Obristen, die ihn auf seinem letzten Gang begleitet hatten. Ein Schreiber notierte eifrig jedes Wort. Die wenigen auf dem Schafott versammelten Würdenträger standen mit ehrfürchtig gesenkten Häuptern und unglücklichen Mienen da. Der Henker und sein Knecht, die Köpfe unter den dunklen Masken verborgen, hielten sich im Hintergrund und warteten darauf, ihres Amtes walten zu können.

Aus den Fenstern des Banqueting House lehnten sich die Gaffer, ranghohe Beamte, Geistliche und Peers, die sich auf die Seite von Cromwell geschlagen hatten und dafür mit dem besten Blick auf das Ende der englischen Monarchie belohnt wurden.

Die Haltung des Königs war würdevoll, er stand aufrecht und straff und sprach mit hoch erhobenem Haupt.

Einer der Obristen bewegte sich während der Rede des Monarchen und stieß versehentlich an den Tisch, auf dem das Richtbeil lag. Ein Raunen ging durch die Menge, als der ungeschickte Offizier hastig zugriff, um es vor dem Herabfallen zu bewahren.

Charles I. unterbrach sich und schien eine launige Bemerkung zu machen, die dem Obristen ein gequältes Lächeln abrang.

Eine Weile noch sprach der König weiter, bevor er schließlich innehielt und sich vom Bischof eine Mütze reichen ließ, die er sich selbst aufs Haupt setzte. Dann wandte er sich an den Scharfrichter und redete mit ihm. Offensichtlich auf Er-

suchen des Henkers schob sich der König sodann die langen Locken unter die Mütze, damit sie bei der Enthauptung nicht im Weg waren.

Elizabeths Vater stöhnte gequält auf.

»Bei allen Teufeln«, sagte Harold Dunmore bewundernd. »Dieser König sieht dem Tod wahrhaftig furchtlos ins Auge!«

Sein Sohn Robert trat zu Elizabeth und griff nach ihrer Hand, als wollte er sie trösten.

Solche spontanen Gesten entsprachen seiner Art. Dankbar erwiderte sie seinen Händedruck und kostete seine Fürsorglichkeit für einen Moment aus. Es fiel ihr immer noch schwer zu glauben, dass sie schon seit zwei Wochen mit ihm verlobt war. Von anziehendem Äußeren und tief gebräunt von der karibischen Sonne, bot er einen auffallenden Anblick unter all den bleichen Gesichtern im winterlichen England.

»Vielleicht solltest du besser wegschauen«, empfahl er Elizabeth. »Das, was jetzt kommt, ist nichts für ein Mädchen.«

»Nichts da«, widersprach sein Vater Harold. »Elizabeth ist nicht eine von diesen verweichlichten Heulsusen! Ein Mädchen, das im Herrensattel über die Felder galoppiert, hat auch genug Mumm, um ihren König sterben zu sehen. Sollte sie etwa den ganzen Weg von Raleigh Manor mit uns hergefahren sein, um dann dem armen Charles im Augenblick seines Todes ihre mitfühlende Anteilnahme zu versagen?«

Elizabeth hob das Kinn und erwiderte kühn den Blick ihres künftigen Schwiegervaters.

»Ich werde gewiss nicht wegschauen!«

Sie hielt es nicht für nötig, darauf hinzuweisen, dass sie bestimmt nicht mitgekommen war, um dem König das Gefühl zu geben, nicht allein unter Feinden zu sterben, sondern nur deshalb, weil ihr Vater sie brauchte. Er hatte in diesen schlimmen Stunden niemanden sonst, der ihm beistand. Elizabeth wusste, dass er förmlich verging vor Kummer und Angst. Seine Ehre

zwang ihn, zu seinem König zu stehen, doch die Gebote der Vernunft erforderten es, dass er in dieser aussichtslosen Lage nicht das Leben der Seinen aufs Spiel setzte. Die Rundköpfe unter Oliver Cromwell machten kurzen Prozess mit allen Royalisten, die weiterhin offen gegen die neuen Machthaber rebellierten. Ihr Vater musste vernünftig sein, und, bei Gott, er gab sich Mühe, auch wenn es ihn innerlich zerriss. Wäre es ihm möglich gewesen, hätte er sich an Charles Stuarts Stelle köpfen lassen. Doch so blieb ihm nur, in der schwersten Stunde seines Herrschers bis zum bitteren Ende auszuharren. Mochte Charles auch nicht mehr zu seinen Freunden und Weggefährten sprechen können – er konnte sie hier stehen sehen und wusste, dass er nicht allein war.

Elizabeth entzog Robert ihre Hand, trat an die Seite ihres Vaters und legte den Arm um seine Mitte. Er nahm es kaum wahr. Starr vor Leid und Entsetzen blickte er zum Podium.

Der König nahm seinen Umhang und den Hosenbandorden ab, den er dem Bischof reichte. Sodann zog er sein Wams aus und hüllte sich wieder in den Umhang. Ohne länger zu zögern, kniete er sich vor den Richtblock und sprach mit erhobenen Händen ein letztes Gebet. Schließlich legte er den Kopf auf den Block. Der Scharfrichter hatte das Beil ergriffen und stand bereit. Der König streckte seitlich die Hand aus – fraglos ein vorher vereinbartes Signal für den Henker, der mit sausendem Schwung das Beil auf den ungeschützten Nacken des Königs niederfahren ließ. Er verstand sein Handwerk. Das Haupt flog gleich beim ersten Hieb vom Rumpf.

Ein dumpfes Seufzen stieg ringsherum auf, als sei die Menge ein einziges, gequältes Wesen. Auch Lord Raleigh keuchte auf, Elizabeth fühlte, wie ihr Vater zusammenzuckte. Grellrot spritzte das Blut, als der Körper des Königs herabsackte und der Henkersknecht den vor seine Füße rollenden Kopf bei den Haaren packte und die tiefende Trophäe hochhielt, sie der

Menge präsentierte und dabei mit lauter Stimme rief: »Dies ist der Kopf eines Verräters!«

Lord Raleigh löste sich aus den Armen seiner Tochter und tat einen Satz nach vorn, in jähem Schmerz die Fäuste zum Himmel gereckt. »Cromwell, du elender Lump, in der Hölle sollst du schmoren!«, brüllte er, doch sein Ausruf war nur einer von unzähligen anderen. Ein vielstimmiger Schrei hatte sich beim Anblick des blutigen Hauptes aus der Menge erhoben. Die Menschen gerieten in Bewegung, unter Gebrüll strebten sie zum Schafott, drängten die Soldaten zur Seite und erkämpften sich ihren Weg zum Podest. Wutgeschrei, Schluchzen und lautes Stöhnen übertönten alle Befehle, die Menge ließ sich nicht aufhalten. Während der Leichnam des Königs nebst dem blutigen Haupt eilends in einen mit schwarzem Samt ausgeschlagenen Sarg gebettet und ins Schloss gebracht wurde, drängten sich die Zuschauer näher und tauchten Tücher in die Blutlachen, manche weinend, andere hohnlachend, je nach politischer Gesinnung.

Befremdet verfolgte Robert Dunmore das Treiben.

»Mein Gott, warum tun sie das?«

»Einige von ihnen hoffen zweifellos, damit gute Geschäfte zu machen«, sagte sein Vater.

»Was für Geschäfte?«, wollte Robert wissen. Doch Harold Dunmore hatte sich bereits von dem Geschehen abgewandt, um den Hinrichtungsort zu verlassen. Für ihn war die Sache erledigt. Robert folgte ihm achselzuckend. Im Weggehen meinte er murmelnd zu sich selbst: »Etwa Reliquienhändler? Hm, das könnte passen. Verrückte gibt es überall, in England mehr als woanders.«

Elizabeth reckte den Kopf und hielt nach ihrem Vater Ausschau. Sie war in der wogenden Menge abgedrängt worden. Auch Robert und ihr zukünftiger Schwiegervater waren außer Sicht geraten. Sie stand eingekeilt zwischen aufgebracht zu-

schauern, die einander mit wüsten Schmähungen überschütteten. Rundköpfe beschimpften Anhänger der Stuarts und umgekehrt, hier und da gab es bereits die ersten Handgreiflichkeiten. Elizabeth wurde von mehreren Seiten angerempelt, sie bekam kaum noch Luft und lief Gefahr, niedergetrampelt oder zu Boden gedrückt zu werden. Nur Augenblicke später entbrannte unmittelbar neben ihr ein Streit auf Leben und Tod. Ein aufs Höchste erzürnter Mann, mit seinem schlichten schwarzen Gewand und dem strengen Haarschnitt unschwer als Puritaner zu erkennen, schwang einen dicken Stock gegen einen in Samt und Spitze gekleideten Gentleman, der sich mit dem Ausruf »Tod den Königsmördern!« zur Wehr setzte. Der Stutzer hatte blankgezogen und wollte zum Stich ausholen, doch im Getümmel wurde er gestoßen und verlor den Degen, worauf er mit den Fäusten weiterkämpfte.

Elizabeth konnte dem Geschehen nicht ausweichen. Sie schrie auf, als sie unter dem Druck nachdrängender Leiber direkt zwischen die Kämpfenden geriet. Fast hätte sie der niedersausende Knüppel des Rundkopfs getroffen. Gerade noch rechtzeitig ließ ein grober Schubs in den Rücken sie vorwärts-taumeln, sie entging dem Hieb nur um Haaresbreite. Jemand packte sie beim Kragen und riss sie fort, weg von den zornigen Kontrahenten. Sie wurde mehr getragen als gezogen und spürte, wie ihre Füße nachschleiften. Sehen konnte sie indes für eine Weile nichts – die Kapuze ihres Umhangs war ihr über die Augen gerutscht.

Abseits des Tumults wurde sie wieder auf die Beine gestellt. Hastig befreite sie sich von der hinderlichen Kapuze. Und blickte in die blauesten Augen, die sie je gesehen hatte.

»Das ist gerade noch einmal gut gegangen«, sagte Duncan Haynes. Er hielt das Mädchen immer noch an den Schultern fest, um sicherzugehen, dass es aufrecht stehen blieb. Ihr Ge-

sicht war kreidebleich, der Schreck über das Erlebte war ihr deutlich anzusehen. Sie schwankte ein wenig und holte tief Luft. »Das war wirklich knapp«, brachte sie mit zitternder Stimme hervor. »Ich bin Euch zu großem Dank verpflichtet, Sir!«

»Haynes. Duncan Haynes, zu Euren Diensten.« Er zog seinen Hut und verbeugte sich höflich, während er sie mit der anderen Hand stützte. Man konnte nie wissen. Diese zarten adligen Pflänzchen pflegten bei den unmöglichsten Gelegenheiten in Ohnmacht zu fallen, sei es aufgrund schrecklicher Ereignisse oder wegen eines zu eng geschnürten Mieders. Da in diesem Fall beides zusammenkam, grenzte es an ein Wunder, dass sie überhaupt noch stand.

Neugierig musterte er sie. Ein schönes Mädchen, wenn auch auf eigenwillige Art. Kräftig geschwungene Brauen bogen sich über dicht bewimperten, leicht schräg stehenden Türkisaugen. Das honigfarbene Lockenhaar bildete wiederum einen bemerkenswerten Gegensatz zu den dunklen Brauen und zu ihrer Haut, deren schwache Olivtönung weit entfernt war vom blütenweißen Schönheitsideal englischer Ladies. Der sinnliche Schwung ihrer Oberlippe wurde von dem ausgeprägten Kinn Lügen gestraft, und die kühne, fast römisch geschnittene Nase schien die sanften, noch kindlichen Rundungen ihrer Wangen in die Schranken weisen zu wollen.

Zweifellos ein Geschöpf voller Gegensätze und dabei trotz ihres anmutig hohen Wuchses kaum erwachsen. Duncan schätzte sie auf sechzehn, höchstens siebzehn Jahre. Ihren Namen kannte er nicht, wusste aber, dass sie James Raleighs einzige Tochter war, denn er hatte die beiden vorhin noch zusammen gesehen, und sie sah ihrem Vater überaus ähnlich.

Der Viscount Raleigh war in den letzten Monaten durch seine unversöhnliche Haltung gegenüber dem neuen Regime mehr und mehr ins Visier von Cromwells Spitzeln geraten. Dass er nicht schon längst wie viele der anderen königstreuen

Peers eingekerkert worden war, verdankte er vermutlich unter anderem dem Umstand, dass er sich während seiner Jugend gut mit Cromwell verstanden hatte. Zudem hatte James Raleigh, wenn auch eher unwillentlich, das Kunststück fertiggebracht, den König in den Zeiten des Umsturzes nicht in offenem Kampf zu unterstützen – weder war er mit ihm persönlich zu Felde gezogen, noch hatte er Truppen für Charles rekrutiert. Ersteres war ihm wegen seiner Gesundheit nicht möglich gewesen (es hieß, er habe ein schwaches Herz), und Letzteres hing mit finanziellen Beschränkungen zusammen. Der Viscount war zwar, wie Duncan wusste, durchaus wohlhabend – allein Raleigh Manor mitsamt seinen Gütern war ein beträchtliches Vermögen wert –, doch hatte dieses Vermögen zu der Zeit, als der König dringend auf Unterstützung durch die finanzkräftigen Peers angewiesen war, nicht James, sondern noch dessen greisem Vater gehört. Dieser hatte sich in den vergangenen Jahren beharrlich geweigert, die ohnehin verlorene Sache Charles Stuarts zu unterstützen. Unmittelbar nach der endgültigen Entmachtung des Königs hatte der alte Mann das Zeitliche gesegnet – zu spät für James, die Treue zu seinem König doch noch unter Beweis zu stellen.

Das junge Mädchen streifte Duncans Hand von ihrer Schulter und lächelte bemüht. »Es geht schon wieder«, sagte sie höflich, während sie sich auf die Zehenspitzen stellte und sich suchend umblickte.

Duncan räusperte sich. »Gewiss seid Ihr nicht allein an diesen scheußlichen Ort gekommen«, sagte er sachlich. »Kann ich Euch bei der Suche nach den Euren behilflich sein, Mistress ...?«

»Elizabeth Raleigh. Ich bin mit meinem Vater hier.« Nach kaum merklichem Zögern setzte sie hinzu: »Und mit meinem Verlobten Robert sowie meinem zukünftigen Schwiegervater, Harold Dunmore.«

Duncan verbarg seine Überraschung. Er hatte zwar gehört, dass die beiden Dunmores von Barbados nach London gereist waren – die Welt war klein, vor allem, wenn man sich derselben Reiserouten bediente –, doch vom wahren Zweck dieser Reise war bisher nichts zu ihm vorgedrungen. Duncan hatte angenommen, dass sie aus demselben Grund hier weilten wie der junge William Noringham, seines Zeichens ebenfalls Plantagenbesitzer auf Barbados – nämlich, um die Geschäftsgrundlagen des Zuckerhandels zu verbessern, von dem ihrer aller Existenz abhing. Duncan war davon ausgegangen, dass Harold Dunmore seinen Sohn bei den neuen Machthabern einführen wollte, um in diesen Zeiten politischer Wirren eine gedeihliche wirtschaftliche Entwicklung und den Fortbestand lebenswichtiger Lieferbeziehungen zu gewährleisten. Dass es Harold überdies – vielleicht sogar ausschließlich – darum ging, seinen einzigen Sohn und Erben gewinnträchtig zu verheiraten, war ein gänzlich neuer Aspekt.

»Kaum zu glauben, dass Euer Verlobter Euch in diesem Aufruhr allein gelassen hat«, sagte Duncan gedehnt. »Wäre ich nicht so schnell zur Stelle gewesen, hättet Ihr unter dem Knüppelschlag leicht Euer Leben verlieren können!«

»Robert hat nur einen Moment nicht zu mir hingesehen«, verteidigte das Mädchen ihren zukünftigen Gatten.

Duncan hob belustigt die Brauen. »Das ist erst recht nicht vorstellbar! Welcher Mann schaut woanders hin, wenn ein Mädchen wie Ihr neben ihm steht?«

Sie errötete auf kleidsame Weise über das Kompliment, dann betrachtete sie ihn aufmerksamer. Offenbar gefiel ihr, was sie sah, denn ihre Wimpern flatterten ein wenig, als sie die Augen niederschlug und sich räusperte. »Nun ja, immerhin wurde gerade der König enthauptet und zog damit viele Blicke auf sich.«

Verdutzt sah er das winzige Zucken in ihrem Mundwinkel und erkannte, dass sie sich einen Scherz erlaubt hatte. Und

zwar einen überaus handfesten, für den sie so mancher Königstreue sicher gern an den Haaren in den Tower geschleift hätte. Im nächsten Augenblick erkannte sie selbst das Ausmaß ihrer Kühnheit und errötete noch tiefer. Duncan dagegen, immer für einen guten Witz zu haben, warf den Kopf in den Nacken und lachte dröhnend. Aus den Augenwinkeln bemerkte er, dass Elizabeth erleichtert ausatmete. Ihre Miene offenbarte ihr schlechtes Gewissen. Vermutlich dachte sie an ihren Vater und war froh, dass der diese Entgleisung auf Kosten von Charles Stuart nicht mitbekommen hatte.

»Auch der König hätte das komisch gefunden, seid dessen versichert«, erklärte Duncan mit breitem Grinsen.

Sie lächelte, zuerst ein wenig zögernd, dann offen und auf so ansteckende Weise, dass Duncan die Augen nicht von ihr wenden konnte. War sie ihm vorher schon anziehend erschienen, so verwandelte das Lächeln sie in eine berückende junge Sirene, mit einem Leuchten in den Augen, das ihn an die klaren blaugrünen Tiefen der Karibischen See erinnerte.

Gleich darauf verblasste ihr Lächeln.

»Ich muss zu meinem Vater«, sagte sie ein wenig kläglich.
»Bestimmt macht er sich schon Sorgen!«

Duncan schien es, als sei eher sie diejenige, die sich Sorgen um ihren Vater machte. Sicherlich hatte sie aus eben diesem Grund auch den Viscount zu der Hinrichtung begleitet. Die beiden hatten nur noch einander, nachdem die Familie binnen weniger Jahre auf erschreckende Weise durch Krankheiten dezimiert worden war. Zuerst waren die Gattin des Viscounts und seine drei Söhne an den Pocken gestorben. Dann hatte eine bereits verheiratete Tochter im Kindbett ihr Leben gelassen, eine weitere infolge einer Blutvergiftung. Dass vor Kurzem auch noch der alte Viscount gestorben war, zählte vor diesem Hintergrund kaum – schließlich hatte er ein gesegnetes Alter erreicht.

Kurzum, das Schicksal hatte den Raleighs übel mitgespielt, und Duncan war über jede einzelne Heimsuchung genau im Bilde.

Er nahm das Mädchen beim Arm. »Kommt, lasst uns den Viscount suchen. Ich bleibe bei Euch, bis wir ihn gefunden haben.«

»Woher wisst Ihr, dass mein Vater ein Viscount ist? Kennt Ihr ihn?«

»Nur ganz flüchtig«, sagte Duncan. Er hielt es nicht für nötig auszuführen, woher diese Bekanntschaft rührte.

»Ihr seht aus, als kämt Ihr aus den Tropen«, platzte Elizabeth heraus. Sofort biss sie sich auf die Lippen. »Verzeiht, Sir, das war ungehörig.«

»Ist es denn so offensichtlich, woher ich komme?«, fragte er amüsiert. »Was bringt Euch auf den Gedanken, ich käme aus den Tropen?«

Sie kicherte, und er spürte durch den dicken Stoff ihres Umhangs ihre schlanke Taille unter dem engen Mieder. Er hielt immer noch ihren Arm, während sie die mittlerweile wieder friedfertige und sich langsam auflösende Menge umrundeten und dabei nach dem Viscount und den Dunmores Ausschau hielten. Duncan fasste Elizabeths Arm fester und lenkte sie um einen in der Kälte dampfenden Haufen von Pferdeäpfeln herum.

»Ihr seid so stark gebräunt«, antwortete Elizabeth freimütig. »Ganz genau wie mein Verlobter und sein Vater. Sie kommen von Barbados. Das liegt in der Karibischen See, bei den Westindischen Inseln.« Ihre Stimme bekam einen sehnsüchtigen Klang. »Dort herrscht das ganze Jahr über Sommer, es wird niemals kalt!«

»Ich weiß«, sagte Duncan. »Ich selbst war schon oft dort. Man könnte sogar sagen, dass es meine Heimat ist.«

»Lebt Ihr dort auf einer der Inseln?«

»Nein. Mein Zuhause ist das Meer.«

Er spürte ihre neugierigen Blicke.

»Ihr seid Seefahrer, Sir? Ein Kapitän?«

Duncan nickte. »Ich besitze ein Schiff, die *Elise*.«

»Wenn Ihr schon auf Barbados wart, müsst Ihr die Dunmores kennen!«

»Nicht besser als Euren Vater«, behauptete Duncan. »Eigentlich nur dem Namen nach.«

Die Menge hatte sich inzwischen fast vollständig zerstreut, doch es roch immer noch nach unzähligen verschwitzten Leibern. Und nach Blut und Tod. Nebel war aufgekommen und legte sich wie eine feuchte Decke über das schwarze Schafott und die angrenzenden Flächen. Die Gaffer in den Fenstern des Banqueting House hatten sich zurückgezogen, die meisten, um ihren Triumph zu feiern, doch einige andere sicherlich auch, um den König zu betrauern. Duncan selbst hatte bei dem unwürdigen Spektakel weder Hass noch Freude empfunden, allenfalls Abscheu über diese Demütigung eines entmachteten Mannes, und daneben Besorgnis, denn niemand konnte voraussagen, wie sich die kommenden Zeiten aufs Geschäft auswirken würden.

Sinnend betrachtete Duncan das aus dem Nebel ragende Prachtgebäude, den neuesten Teil von Whitehall. Mit dem davor errichteten Schafott schien es gleichzeitig Aufstieg und Fall des Hauses Stuart zu symbolisieren. Charles I. hatte sich selbst zu grenzenloser Macht aufgeschwungen, hatte das Parlament aufgelöst und aus eigener Herrlichkeit Gesetze erlassen und vollstrecken wollen. Zu spät hatte er erkannt, dass er zu weit gegangen war. Doch umgekehrt war auch er der Machtübertretung anderer zum Opfer gefallen. Er war auf der Grundlage eines inszenierten Schauprozesses sowie eines verfassungswidrig zustande gekommenen Urteils umgebracht worden, ein unerhörter, frevelhafter Akt, der daran zweifeln ließ, dass in England jemals wieder der viel beschworene Frie-

den würde einkehren können. Jeder, der in den kommenden Wochen und Monaten nicht in diesem Teil der Welt leben musste, konnte sich glücklich schätzen. Obwohl er erst vor wenigen Tagen vor Anker gegangen war, sehnte sich Duncan plötzlich mit aller Macht zurück nach dem Meer.

»Dort drüben!«, rief Elizabeth. »Da ist Vater!«

Duncan folgte ihrer Blickrichtung und erkannte den Viscount, der sich geschwächt gegen eine Kutsche lehnte, halb gestützt von dem jungen Dunmore, der ihm offenbar beruhigend zuredete. Harold Dunmore ging ungeduldig auf und ab und blickte suchend umher. Als sein Blick auf Elizabeth fiel, straffte er sich und blieb stehen. Winkend hob er die Hand. »Hierher, Kind! Deinem Vater geht es schlecht!«

»Oh, mein Gott«, stieß Elizabeth hervor. Hastig stürzte sie davon.

»Lebt wohl, Mylady«, sagte Duncan, doch das Mädchen konnte ihn nicht mehr hören.

Harold Dunmore war sichtlich ungehalten. »Wo warst du die ganze Zeit?«

Elizabeth gab keine Antwort, sondern eilte an ihm vorbei zu ihrem Vater, der sich ein erleichtertes Lächeln abrang, als er seine Tochter sah.

»Lizzie! Dem Himmel sei Dank, dir ist nichts geschehen. Ich fing schon an, mir Sorgen zu machen.« Seine Worte kamen mühsam. Aus seinem Gesicht war alle Farbe gewichen, es war fast so weiß wie die Spitze seines Kragens. Nur die Lippen waren blau, so wie schon einmal, als ... Elizabeth zwang sich, nicht daran zu denken.

»Tief Luft holen, Vater!«, beschwor sie ihn.

Robert, der den Viscount immer noch stützte, war ihr im Weg. Sie schob seine Hände zur Seite und öffnete eilig den Hemdkragen des Viscounts, damit er besser atmen konnte.

»Tief Luft holen«, wiederholte sie drängend. Dasselbe hatte der Doktor ihm befohlen, im vorigen Jahr, als ihr Vater den zweiten schlimmen Anfall gehabt hatte.

»Er muss sich hinlegen«, sagte sie, sich hastig umsehend. Fragend blickte sie schließlich Robert an. »Die Kutsche – wem gehört sie?«

Er zuckte ratlos die Achseln. »Keine Ahnung. Sie stand die ganze Zeit hier.«

Sein Vater war zu ihnen getreten. Barsch fuhr er den livrierten Kutscher an.

»Öffne den Schlag.«

»Sir, diese Kutsche gehört meinem Herrn!«, protestierte der Mann.

Harold musterte ihn kalt.

»Dies hier ist Lord Raleigh, und wenn er sich nicht augenblicklich hinlegen kann, wird er sterben, und zwar durch deine Schuld. Du kannst dir also aussuchen, was dir lieber ist – wegen Mordes an diesem Gentleman hier zu hängen oder dir von deinem Herrn einen Tadel einzufangen.«

Der Kutscher beeilte sich, vom Bock zu klettern und den Schlag zu öffnen. Harold und Robert hievten mit seiner Unterstützung den schwer atmenden Viscount ins Innere der Kutsche, wo er sich auf einer der beiden gepolsterten Bänke ausstreckte. Elizabeth kniete sich inmitten ihrer gebauschten Röcke neben ihn und fächelte ihm Luft zu.

»Wir sollten sofort einen Arzt rufen«, sagte sie voller Sorge.

»Robert, worauf wartest du noch?«, fragte Harold Dunmore seinen Sohn.

»Aber ich weiß doch gar nicht, wo ...«

»Frag dich durch«, schnitt sein Vater ihm das Wort ab.

Robert sah Elizabeths flehentlichen Blick und straffte sich.

»Natürlich«, sagte er. »Ich werde sehen, was ich ausrichten kann.«

Mit raschen Schritten strebte er davon und verschwand im Nebel.

»Was war das für ein Bursche, mit dem du vorhin geredet hast?«, wollte Harold wissen. Er stand draußen auf dem Pflaster und blickte durch den offenen Schlag der Kutsche zu ihr herein.

Sie spürte seine Missbilligung und reckte das Kinn.

»Ein Kapitän. Er hat mich davor bewahrt, von der wütenden Menge erdrückt zu werden. Ich hatte Vater im Gedränge aus den Augen verloren. Und Ihr und Robert wart so schnell fort, dass ich Euch nicht folgen konnte.«

»Es tut mir leid, dass ich nicht besser auf dich geachtet habe«, sagte der Viscount mit schwacher Stimme. Erleichtert sah Elizabeth, dass er wieder leichter atmen konnte.

»Wo ist der brave Mann, der dir geholfen hat? Ich will ihm meinen Dank aussprechen.«

»Er ist davonspaziert, als er uns sah«, erklärte Harold von draußen. »Gewiss war er darauf aus, mit Eurer Tochter anzubändeln, und suchte das Weite, als er erkannte, dass sie unter männlichem Schutz steht.«

»So war es nicht«, widersprach Elizabeth vehement. »Duncan Haynes ist ein Gentleman, der ...«

»Sagtest du Duncan Haynes?« Ihr Vater richtete sich ein wenig auf. Unbehagen deutete sich in seinen Zügen an. »Den Namen kenne ich.«

»Ich auch«, erklärte Harold Dunmore grimmig.

Elizabeth runzelte die Stirn. »Ja, das mag sein. Er sprach davon, dass er oft in der Karibik segelt. Auch dein Name war ihm geläufig, Vater. Vielleicht seid ihr euch früher bereits begegnet.«

Ihr Vater zuckte nur die Achseln und schwieg, als sei es für ihn nicht weiter von Belang. Nicht so Harold Dunmore. Der Pflanze schaute drein, als habe er in eine Zitrone gebissen.

»Ein jeder kennt diesen Kerl, zumindest auf den karibischen Inseln. Er kreuzt zwischen den Antillen umher und läuft jeden Hafen an, in dem es was zu holen gibt. Vornehmlich aber treibt er sich in der Windward Passage herum und überfällt die Schiffe anderer Kapitäne.«

Elizabeths Augen weiteten sich. Mit einem Mal meinte sie, rückblickend den Hauch einer Gefahr zu spüren. »Was für Schiffe? Englische?«

Harold lachte kurz. »Du liebe Zeit, nein. Das würde er denn doch nicht wagen. Obwohl man natürlich nicht weiß, was noch kommt, denn der Kerl ist so gierig und versessen aufs Geldmachen, dass er keine Skrupel kennt. Bisläng beschränkte er sich auf die Galeonen der Spanier in der Karibik, und er kaperte sie dort mit dem Segen der Krone.« Harold lachte abermals, diesmal klang es schadenfroh. »Aber nun gibt es die Krone nicht mehr. Bei allen Teufeln, das wird den Kerl in Verlegenheit bringen! Wer ohne die Erlaubnis der Navy auf Kaperfahrt geht und sich die Taschen füllt, ist nichts weiter als ein Verbrecher! Das war er ohnehin schon die ganze Zeit.«

»Mr. Dunmore hat recht«, murmelte ihr Vater kraftlos. »Dieser Mann ist gefährlich.«

Elizabeth fühlte sich von einem leisen Schauer erfasst. »Ist Duncan Haynes ein Freibeuter?«

»Einer der übelsten, die je in der Karibik Segel gesetzt haben. Ein skrupelloser Pirat, der aufgeknüpft gehört! Besser, man vermeidet es, ihm zu begegnen.«

»Aber er hat mir das Leben gerettet«, wandte Elizabeth ein.

»Welches er dir zu jeder beliebigen anderen Zeit nehmen könnte. Es gibt nur einen Ort, wo er hingehört, und zwar in die tiefste Hölle.«

Duncan Haynes machte sich Gedanken um seine Zukunft, als er in der Woche darauf in den Amtsstuben der Admiralität vorstellig wurde, denn er wusste nicht, was ihn erwartete. Der durch den Umsturz herbeigeführte Machtwechsel in London hatte es ihm in den vergangenen Monaten angeraten erscheinen lassen, der alten Heimat vorerst fernzubleiben. Die Briefe, die ihn in unregelmäßigen Abständen erreichten, hatten ebenso wie die Berichte befreundeter Seefahrer wenig Gutes ahnen lassen. Die Rundköpfe, so hieß es, hatten nichts Eiligeres zu tun, als überall dort Klarschiff zu machen, wo Königstreue an den Hebeln der Macht saßen. Die alte Admiralität war, soweit sie nicht zu Cromwell übergelaufen war, entweder abgelöst worden oder verfehmt. Nicht wenige der früheren Geschwaderkommandanten hatten sich davongemacht und waren mit einem Teil der Flotte nach Frankreich gesegelt, um sich in den Dienst des neuen Königs zu stellen – Charles' II., Sohn des hingerichteten Charles Stuart. Andere Männer hatten nun den Befehl über die Flotte inne, die nicht länger Royal Navy, sondern schlicht Parlamentsflotte hieß.

Zu Duncans Erleichterung wurde er höflich, um nicht zu sagen herzlich empfangen: Er erfuhr deutlich mehr Aufmerksamkeit als zu jener Zeit, da man ihm den ersten Kaperbrief ausgestellt hatte. Überreicht hatte ihm diesen damals ein schlecht gelaunter Beamter der königlichen Admiralität, der die Tauglichkeit von Kaperkapitänen als aufrechte Seeleute infrage gestellt und mehrmals darauf hingewiesen hatte, dass es üble Folgen haben werde, falls Prisengelder verschwänden. Der einzige Schutz, den er als Freibeuter vonseiten der Krone genoss, bestand darin, dass man ihn nicht aufknüpfte, sobald er englischen Boden betrat. In allen anderen Län-

dern der Welt war er ein ruchloser Pirat und ein Fall für den Galgen.

Die Herren, bei denen Duncan diesmal vorsprach, boten ihm einen Lehnstuhl zum Sitzen an und ließen ihm Sherry und Gebäck servieren. Zu dem Gespräch fand sich sogar Admiral Blake persönlich ein, ein stämmiger Mann um die fünfzig, der unlängst – obschon ohne nennenswerte nautische Kenntnisse – von Cromwell zum Oberbefehlshaber der Parlamentsflotte ernannt worden war. Außer ihm war auch Admiral Ayscue erschienen, ein erfahrener Seemann, der während des Bürgerkriegs als Geschwaderkapitän gedient hatte. Er war Mitte dreißig, glatt rasiert und sprach mit befehlsgewohnter Stimme. Vervollständigt wurde die Runde durch Edward Montagu, einen Earl, der trotz eines jugendlichen Alters von kaum fünfundzwanzig Jahren bereits Karriere bei der Admiralität gemacht hatte. Auch er hatte Cromwell im Bürgerkrieg unterstützt und galt überdies als einer seiner engsten Freunde, was ein Grund dafür sein mochte, dass ihm eine glänzende Zukunft bei der Flotte vorausgesagt wurde.

Duncan nippte an seinem Sherry und beteiligte sich an der Konversation, die sich bisher lediglich um Belangloses drehte. Sie sprachen miteinander, als sei nicht erst in der vergangenen Woche dem Volk der bluttriefende Kopf des Königs präsentiert und wenige Tage darauf das Oberhaus aufgelöst worden.

Duncan war auf der Hut. Es mutete seltsam an, dass auf ein schlichtes Ersuchen um Erneuerung eines – bisher königlichen – Kaperbriefs gleich die Elite der neuen Kommandantur zusammenkam, um mit ihm, einem einfachen Fregattenkapitän, Konversation zu betreiben. Seine Erleichterung hatte sich im selben Moment in Vorsicht verwandelt, als Admiral Blake den Raum betreten hatte, und als dieser gar von einem Diener Sherry und Kuchen bringen ließ, erwachte Duncans Argwohn.

Das Gespräch näherte sich auf Umwegen dem eigentlichen

Thema. Duncan merkte es sofort, als die ersten persönlichen Fragen kamen.

»Sagt uns, Master Haynes – wie seid Ihr zur Seefahrt gekommen?« Es war Admiral Blake, der diese Frage stellte, mit scheinbar beiläufigem Interesse, womit er Duncan jedoch nicht täuschen konnte.

»Nun ja, ich bin gleichsam mit Schiffen groß geworden«, sagte Duncan. »In einem Nest im Süden von Essex, nur einen halben Tagesritt entfernt. Mein Großvater mütterlicherseits betrieb dort eine Werft. Nach dem Tod meiner Eltern kam ich als kleines Kind zu ihm und wuchs dort auf.«

»Ihr habt Erfahrung im Schiffsbau?«

»Ein wenig.«

»Aber später habt Ihr studiert, nicht wahr?« Blake lächelte verbindlich. »An meiner alten Alma Mater, wie man mir sagte.«

Dass der Admiral von seinem Studium in Oxford wusste, konnte nur eines bedeuten. Duncan kleidete es in Worte.

»Ihr seid außerordentlich gut über einen unbedeutenden Kapitän informiert, Mylord.«

Blake schüttelte den Kopf.

»*Unbedeutend* ist ein zu dürftiges Wort für einen Mann wie Euch. Und zudem ein unzutreffendes, denn wie könnte es sonst sein, dass Euer Ruhm Euch bereits vorausgeeilt ist?«

»Falls Ihr damit auf die *Santa Viola* anspielt – das war ein reiner Glücksfall, wie er einem Kaperfahrer nicht alle Tage zuteil wird.«

Tatsächlich hatte Duncan beim Aufbringen dieser Prise mehr Glück als Verstand gehabt. Die spanische Galeone, schwer beladen mit Silber aus den mexikanischen Minen, war nach einem gewaltigen Sturm manövrierunfähig gewesen, und drei Viertel der Besatzung lagen mit Fieber in den Hängematten. Ihre Wasservorräte waren verdorben, die übrigen Schiffe des Geschwaders in alle Winde zerstreut oder gesunken.

Duncan hatte die überlebenden Spanier auf Beibooten vor Tortuga abgesetzt und die rettungslos havarierte Galeone abdriften lassen, bevor er mit Truhen voller Silber nach England zurückgefahren war. Er hatte diese Frucht nicht einmal pflücken müssen – sie war ihm in den Schoß gefallen. Dem König war sein rechtmäßiger Anteil an der Beute gerade recht gekommen – Charles hatte sich zu jener Zeit mit den Schotten verbündet, um mit ihrer Hilfe sein eigenes Volk angreifen zu können, und zur Fortführung dieses blutigen Krieges brauchte er jeden Penny.

Duncan räusperte sich leicht verlegen. Bei genauerem Nachdenken war es vielleicht ein wenig ungeschickt von ihm gewesen, diese Prise als *Glücksfall* zu bezeichnen, denn es hatte Cromwell gewiss nicht zur Freude gereicht, dass die Gelder in die Taschen seines Erzfeindes geflossen waren.

»Wie wir hörten, seid Ihr vornehmlich bei den Antillen unterwegs«, sagte der junge Earl freundlich. »Nach allem, was uns zu Ohren gekommen ist, gibt es nicht viele englische Kapitäne, die sich so hervorragend in der Karibik auskennen wie Ihr.«

Kein einziger, dachte Duncan. Er schwieg abwartend.

»Man sagt, Ihr habt ein feines Schiff unter Segeln, eine schnelle Fregatte mit drei Dutzend Kanonen, nicht wahr? Es heißt, Ihr habt sie einem Franzosen abgenommen.«

Sie waren wirklich gut über ihn informiert. Duncans Argwohn verwandelte sich allmählich in Interesse. Sie wollten etwas von ihm, und das, worum es dabei ging, schien ihnen überaus wichtig zu sein.

»Nun ja, der Bursche wollte mir vorher *mein* Schiff wegnehmen.« Duncan grinste. »Er war ein Pirat.«

Das war offenbar für sie das Stichwort, endgültig zur Sache zu kommen.

»Master Haynes, sicher ist Euch bewusst, dass England ab jetzt eine Republik ist«, sagte der Earl beiläufig.

»Ich hörte dergleichen munkeln«, gab Duncan trocken zurück.

Die Männer lachten. Schmunzelnd lehnte sich der Earl zurück und trank von seinem Sherry. Admiral Blake legte die Hände zusammen, sein Gesicht zeigte einen konzentrierten Ausdruck.

»Wir wollen nicht länger um den heißen Brei herumreden, Master Haynes. England braucht Männer wie Euch. Mutige Männer, die sich auf die Seefahrt verstehen. Die beim Anblick feindlicher Kanonen nicht gleich das Hasenpanier ergreifen, sondern bereit sind, Ihren Mut und Ihr Können zum Wohle des Empires auch an den entlegensten Ecken der Erde einzusetzen.«

»Beispielsweise in der Karibik?«, fragte Duncan mit hochgezogenen Augenbrauen. Mittlerweile barst er beinahe vor Neugier. Der Earl lächelte und stellte sein Glas ab.

»Ich sehe, wir verstehen uns.«

General Ayscue, der bisher nicht viel gesagt hatte, rückte die rote Schärpe gerade, die in ordentlichem Faltenwurf auf seinem braunen Wams lag.

»Reden wir nun darüber, was Ihr für Euer Land tun könnt.«

3

E twa um dieselbe Zeit fand sich ein weiterer junger Mann zu einer wichtigen Besprechung ein. Anders als dem Freigattenkapitän Haynes wurde ihm jedoch kein besonders herzlicher Empfang zuteil. Es gab weder Sherry noch Kuchen, sondern nur eine förmliche Begrüßung durch einen Beamten des

Rumpfparlaments, der dem jungen Mann anbot, auf einem Schemel Platz zu nehmen, während er selbst hinter seinem Schreibpult stehen blieb und so dafür Sorge trug, dass er sich gleichzeitig verschanzen und auf den Bittsteller herabsehen konnte.

William Noringham kämpfte gegen den Zorn an, der sich in ihm ausbreiten wollte, als er den aufgeblasenen Schnösel über sich aufragen sah, doch wenn er sein Anliegen nicht selbst sabotieren wollte, würde er Haltung bewahren müssen. Bereits nach wenigen Minuten war ihm klar, dass dieser Bursche, ob schon mit diversen Ehren- und Amtsabzeichen behängt, nicht das kleinste bisschen zu sagen hatte. Sofern ihm überhaupt Handlungsbefugnisse zukamen, beschränkten sich diese mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit darauf, wichtige Gesuche weiterzuleiten und unwichtige abzuwimmeln.

William hatte folglich gut daran getan, seine Eingabe gegen den Sklavenhandel zusätzlich schriftlich auszuformulieren – zumindest erhöhte das seine Chancen, dass sie bei den richtigen Stellen ankam. Er streckte ein Bein aus, denn das Sitzen auf dem Schemel war unbequem.

»Der Sklavenhandel«, erläuterte er dem gelangweilt dreinschauenden Beamten, »nimmt erschreckende Ausmaße an, denn die Holländer und Portugiesen bringen immer mehr Schwarze in die Kolonien. Auf Barbados haben wir bald mehr Schwarze als Weiße, und das scheint erst der Anfang zu sein.«

»Nun, sagtet Ihr nicht eben noch, dass Ihr ebenfalls Besitzer einer Zuckerrohrplantage seid, auf der Schwarze arbeiten? Wie könnt Ihr dann ernsthafte Einwände gegen die Sklavenehaltung erheben?«

»Ich behandle meine Sklaven gut«, sagte William kühl. »Keiner von ihnen muss leiden. Sosehr mir die Sklaverei persönlich ein Gräuel ist, erkenne ich doch, dass ohne die Arbeit der Schwarzen weder Zucker noch Baumwolle noch Tabak in dem

Umfang angebaut werden könnten, wie es für eine einträgliche Plantagenwirtschaft nötig ist.«

»Mit anderen Worten, Ihr heißt die Sklaverei grundsätzlich gut?«

»Keineswegs«, sagte William unumwunden. »Doch da es sie nun einmal gibt, kann man zumindest ihre schrecklichsten Auswüchse bekämpfen.« Sachlich fuhr er fort: »Habt Ihr einmal beim Entladen eines Sklavenschiffs zugesehen?«

»Nein. Wie Ihr wisst, gibt es in England keine Sklaven.«

»Nun, dann lasst Euch sagen, dass es das Scheußlichste ist, was ein Christenmensch sich nur vorstellen kann. Wenn das Schiff ankommt, ist mindestens ein Viertel von ihnen tot.«

»Ah, ich verstehe«, sagte der Beamte. »Es geht Euch um den Wertverlust der Ware. Habt Ihr denn in Schiffsanteilen investiert, dass Euch dadurch ein Schaden entstanden ist?« Gedankenvoll wiegte er den Kopf. »Dann müsstet Ihr das allerdings mit dem jeweiligen Frachtführer ausmachen, denn die Regierung ist wohl kaum für derlei Verluste verantwortlich zu machen.«

William hielt es nicht länger auf dem armseligen Schemel. Ärgerlich sprang er auf.

»Ihr wollt es offenbar nicht verstehen!«, rief er. »Diese Art des Menschenhandels ist nicht nur eine Schande, sondern eine Sünde! Es ist Mord an Unschuldigen, nur um des reinen Profits willen!«

»Ich bin nicht taub, Mylord. Es ist nicht nötig, derart die Stimme zu erheben. Und wenn Ihr von Profit spricht, solltet Ihr bedenken, dass auch Euer Gewinn von diesem Handel mit Schwarzen abhängt. Da Ihr, wie Ihr selbst sagt, eine der größten Plantagen auf Barbados Euer Eigen nennt, braucht Ihr zweifellos viele Sklaven, um sie zu bebauen, und wo sonst wollt Ihr sie hernehmen als von den Sklavenhändlern? Wie könnt Ihr auf der einen Seite Anspruch darauf erheben, durch

die Arbeit von Sklaven reich zu werden, aber andererseits den Sklavenhändlern das Recht absprechen, daran zu verdienen, dass sie Euch die Sklaven verkaufen?»

»Euer Vorwurf ist berechtigt.« William war nicht der Mann, der die Augen vor Tatsachen verschloss, schon gar nicht vor solchen, die von so eklatanter Eindeutigkeit waren. »Doch es ist ganz entschieden nicht dasselbe, ob man Gewinne zu erzielen versucht und dabei die Sklaven wie Menschen behandelt oder ob man sich bereichert und sie dabei schlimmer peinigt als jedes Tier. Die Schwarzen werden gepeitscht, geschunden, gebrandmarkt und eingesperrt wie Vieh! Ja, sie werden sogar ohne jegliches Verfahren einfach am nächsten Baum aufgeküpft oder auf schlimmere Weise zu Tode gebracht, wenn es ihren Besitzern beliebt. Und niemand geht dagegen an, weil es kein Gesetz darüber gibt.«

»Soweit ich informiert bin, geht eine durchaus vorherrschende Meinung davon aus, dass Schwarze gar keine richtigen Menschen sind, sondern vielmehr ihrem Wesen nach Tieren näher stehen. Allein das Äußere lässt vermuten, dass dieser Ansicht beizupflichten ist.«

William seufzte innerlich. Wenn dies die neue Republik England sein sollte, dann war es schlecht um sie bestellt.

Er fand es an der Zeit, sein vorbereitetes Gesuch aus der Rocktasche zu ziehen, und drückte dem Beamten die gesiegelte Schriftrolle in die Hand. Dieser nahm sie zögernd und betrachtete sie, als könnte sie ihn beißen.

»Was ist das?«

»Wenn Ihr erlaubt – ich habe hier alles schriftlich niedergelegt. In einem ersten Teil habe ich die Lage aus Sicht der Plantagenbesitzer auf Barbados dargestellt, im zweiten einen Thesenentwurf verfasst, wie das Problem angemessen behandelt werden kann. Unseren gemeinsamen Interessen wäre sehr gedient, wenn Ihr das weiterleitet.«

»Mylord, entsprechen diese Eure Thesen auch der Meinung der übrigen Pflanzer auf Barbados?«, fragte der Beamte.

»Selbstverständlich«, log William. »Ich bin Ratsvorsitzender im House of Burgesses.«

Das wiederum war die reine Wahrheit, auch wenn er in dieser Eigenschaft so gut wie nie etwas zu entscheiden hatte, da bisher auf Barbados jeder Pflanzer mehr oder weniger nach Gutdünken seine Geschäfte führte. Hinzu kam, dass das Unterhaus als neue Regierungsmacht den Rat nie als offizielles Gremium anerkannt hatte. Soweit es die englischen Machthaber betraf, war Barbados nur eine Kolonie von vielen. Doch als Zuckerproduzent lag die Insel mit Abstand weit vor allen anderen, und wenn er nicht jetzt das Bewusstsein auf gewisse Probleme lenkte, würde er vielleicht nie mehr die Gelegenheit dazu erhalten.

»Sir, was wir dort unbedingt brauchen und wollen, sind verbindliche *Gesetze*. Gesetze, in denen geregelt ist, wie die Sklaven zu transportieren und zu behandeln sind und unter welchen Prämissen sie ihre *Freiheit* zurückerlangen können.« Er legte die Betonung auf die wichtigen Worte, um die Dringlichkeit hervorzuheben.

Der Beamte nickte, aber zu seinem Leidwesen vermochte William nicht zu ergründen, ob er genügenden Eindruck hinterlassen hatte. Er hatte sein Bestes versucht, aber reichte das aus? Bereits während er den Raum verließ, erwachten seine Zweifel, denn der Beamte hatte die Urkunde nachlässig zur Seite gelegt und sich in andere Schriftstücke vertieft, noch bevor William die Tür hinter sich schließen konnte.

Und selbst wenn seine Eingabe weitergeleitet würde – vermutlich war die Annahme, dass die Regierungsverantwortlichen daraufhin die Rechte von Sklaven gesetzlich regelten, ohnehin zu naiv. Wer Geschäfte machte, wollte auch Geld verdienen. Mehr Sklaven brachten mehr Geld. Folglich wür-

den weiterhin so viele wie möglich in ein einziges Schiff gequetscht werden – Frachtraum war teuer. Verluste wurden einkalkuliert, denn es konnte ja jederzeit unbegrenzt Nachschub beschafft werden. Dafür sorgten schon die Portugiesen, die im Zusammenwirken mit korrupten Stammeshäuptlingen endlose Ströme von Menschen aus dem Landesinneren an die Sklavenküste verschleppten, wo die Holländer sie nur in ihre Schiffe zu treiben brauchten. Aus welchem Grund sollten die englischen Händler es anders machen, wenn sie erst merkten, wie einträglich es war? Warum sollten sie sich selbst mit Gesetzen die Hände binden? Die großen Handelskompanien verfügten über enorme Privilegien und grenzenlose Macht, sie führten die Politik am Gängelband – letztlich regierte nur eine Kraft, und das war die des Geldes.

Draußen im Freien war es nasskalt. Der ständige Nieselregen und der eisige Februarwind vertieften nachhaltig Williams Wunsch, England so schnell wie möglich den Rücken zu kehren. Seine Bemühung um eine verbindliche Gesetzgebung für die Sklavenhaltung war nicht der eigentliche Zweck seiner Reise gewesen, dieser war längst erfüllt: Nach dem Tod seiner Großmutter hatte er sich um die Abwicklung des Nachlasses kümmern müssen. In weniger als drei Wochen hatte er für den Familiensitz einen Käufer gefunden und die Wertgegenstände veräußert. Mehr war – abgesehen von einigen nebensächlichen geschäftlichen Transaktionen – nicht zu tun gewesen.

Er schlug seinen Kragen hoch und bemühte sich heldenhaft, seinem Frieren nicht durch hörbares Zähneklappern Ausdruck zu verleihen, während er mit raschen Schritten der Mietkutsche zustrebte, die auf der anderen Straßenseite wartete. Die Kälte war das Schlimmste, fand er. Wie konnten die Menschen das auf Dauer ertragen?

Er hatte England gründlich satt. Heimatgefühle waren kein einziges Mal aufgekommen – wie denn auch, wenn er sich doch

kaum an die Zeit erinnern konnte, als er noch hier gelebt hatte? Er wusste nicht einmal, ob er drei oder vier Jahre alt gewesen war, als seine Eltern mit ihm in die Karibik gesegelt waren.

Er hatte nur ein Zuhause – Barbados, die Insel im Wind.

4

Elizabeths Cousine Felicity blätterte in den Aufzeichnungen eines gewissen Richard Hakluyt. Von manchen Passagen war sie so mitgerissen, dass ihr vereinzelt Ausrufe entwichen, sei es vor Entsetzen oder vor Begeisterung.

»Oh Gott, Lizzie, stell dir vor, nicht weit von Barbados gibt es eine Insel, auf der Menschenfresser leben! Was tun wir, wenn sie heimlich auf Barbados einfallen, weil ihnen das Essen ausgegangen ist?«

Elizabeth, die den Hakluyt und diverse andere Reiseberichte bereits mehrmals gelesen und sich diese Fragen auch schon gestellt hatte, legte ihre eigene Lektüre – ein tödlich langweiliges Traktat mit dem Titel *Leitfaden für die junge Braut* – zur Seite und erhob sich aus ihrem Lehnstuhl, um ans Fenster zu treten.

»Das tun sie nicht. Vor denen müssen wir uns nicht fürchten. Robert hat erzählt, dass sie es nicht wagen, nach Barbados überzusetzen. Außerdem ist es ein ganz schönes Stück zwischen Barbados und den Inseln, auf denen die Wilden leben. Das ist viel zu weit für sie.«

Sinnend blickte Elizabeth aus dem Fenster. Der Himmel war trüb und verhangen, doch im Osten klarte es auf. Sie konnte heute noch ausreiten – der Wind würde ihr die unerwünschten Gedanken aus dem Kopf treiben.

»Oh, Lizzie, ich bin so aufgeregt!« Felicity legte den Hakluyt weg und gesellte sich zu Elizabeth ans Fenster. »Noch zwei Tage! Dann ist es so weit! Freust du dich nicht?«

Wieso zwei Tage? Es sind doch noch drei, wollte Elizabeth einwenden, doch dann begriff sie, dass Felicity nicht die Abreise, sondern die Hochzeit meinte. Elizabeth verdrängte indessen beides nach Kräften, den Aufbruch sowie die Heirat. Die Vorstellung, in wenigen Tagen eine Ehefrau zu sein und mit ihrem Gatten über den Ozean zu fahren, hatte für sie etwas erschreckend Endgültiges. Sie vermisste ihren Vater jetzt schon, und allein bei dem Gedanken, ihn lange Zeit nicht mehr zu sehen – vielleicht sogar nie mehr! –, zog sich ihr Inneres zusammen. Die Erlaubnis, ihre Cousine mitzunehmen, stärkte zwar ihre Zuversicht, aber die Angst vor dem bevorstehenden Abschied nahm sie ihr nicht.

Felicity tänzelte um das Hochzeitskleid herum, das an der Wand hing, ein Prachtstück aus heller Seide, mit engem Mieder, bestickten Puffärmeln sowie einem Reifrock, der den Stoff luftig nach allen Seiten schwingen ließ.

»Du wirst wie eine Märchenfee aussehen! Und auch wie eine riechen!«

Sie schnupperte an dem Stoff, den die Näherinnen vor dem Zuschneiden wochenlang um duftende Blütensäckchen gewickelt hatten. Dann flatterte sie weiter, zuerst zu den Schuhen, die mit Perlenstickerei und Silberschnallen verziert waren. Als Nächstes begutachtete sie den Haarschmuck, ein Band aus Lapislazuli, das, auf blauem Samt gebettet, mit ihren Augen um die Wette glitzerte. Sie betastete den Schleier und die Strümpfe sowie das weiße Unterkleid und kommentierte enthusiastisch jedes noch so nebensächliche Detail, obwohl sie schon vorher alles mindestens dreimal genauestens untersucht hatte. Felicitys Begeisterung für alles, was mit der anstehenden Hochzeit zusammenhing, war grenzenlos, auch wenn es, was

der Viscount von Anfang an betont hatte, nur eine bescheidene Feier geben würde, mit einer schlichten Zeremonie im kleinen Kreis und wenigen Gästen.

Elizabeth selbst hatte es so haben wollen. Ihre Mutter und ihre Geschwister waren erst im vergangenen Jahr gestorben, eine große Feier erschien ihr da unangemessen. Und wäre nicht wegen der Rundköpfe eine politisch opportune Vermählung so dringend angeraten gewesen, hätte sie sicherlich gar nicht geheiratet, erst recht keinen Mann, den sie kaum kannte. Dabei hätte sie es, wie sie sich selbst gegenüber einräumte, wesentlich schlechter treffen können. Robert Dunmore war nicht von adliger Herkunft, aber gebildet und aus begüterter Familie. Zudem war er ein überaus ansehnlicher Mann, groß, schlank und mit einem Gesicht, das bereits bei sämtlichen Dienstmägden auf Raleigh Manor – einschließlich der alten Köchin – zu verstohlenen Blicken geführt hatte. Auch Felicity schwärmte bei jeder Gelegenheit von Elizabeths künftigem Ehemann und beschwor mit zahlreichen blumigen Worten eine immerwährende Liebe herauf, denn etwas anderes könne es zwischen zwei so schönen Menschen gar nicht geben.

Unten in der Halle hing ein Gemälde, auf dem ein groß gewachsener, goldlockiger Götterbote zu sehen war. Diesem glich Robert auf so verblüffende Weise, dass man glauben konnte, er habe dem Maler persönlich Modell gestanden. Außerdem war er von freundlichem und anhänglichem Wesen, er suchte oft ihre Nähe oder ergriff ihre Hand, um sie zu drücken. Einmal, als sie beide allein in der Bibliothek den großen Globus betrachteten hatten, hatte Robert sich zu ihr gebeugt und ihr einen Kuss auf den Hals gedrückt. Ein sanfter Schauer hatte sie überlaufen, und hätten sich nicht in diesem Moment die festen Schritte seines Vaters vor der Tür genähert, hätte er sich vielleicht noch mehr erlaubt. »Bald«, hatte er ihr ins Ohr geraunt und dabei mit seinen Lippen ihr Haar gestreift. »Bald bist du mein!«

Ihr Herz hatte noch lange heftig geklopft.

Ansonsten hatten sich bisher keine Gelegenheiten zum Alleinsein ergeben. Wo sich Robert aufhielt, war zumeist auch sein Vater nicht weit. Es kam nur selten vor, dass er Robert aus den Augen ließ. Einmal hatte sie Robert scherzhaft darauf angesprochen, worauf er, nachdem er sich vergewissert hatte, dass sein Vater außer Hörweite war, lachend gemeint hatte: »Als Junge bin ich einmal fast ertrunken. Seitdem hat Vater Angst, mir könne etwas zustoßen, bevor ich ihn zum Großvater mache. Du musst wissen, sein größter Wunsch ist die Gründung einer Dynastie, je schneller, desto lieber.«

Ein schwaches Unbehagen war bei diesen Worten in Elizabeth aufgestiegen, wobei sie nicht sicher war, ob es damit zu tun hatte, dass der Gedanke, vielleicht schon bald Mutter zu werden, sie verstörte, oder ob es eher daran lag, dass Harold Dunmore sie selbst womöglich ebenso kontrollieren würde wie seinen Sohn.

»Ich reite aus«, sagte sie kurz entschlossen zu Felicity.

Ihre Cousine schmolle.

»Ach, draußen ist es so ungemütlich. Lass uns doch lieber Pikett spielen. Oder ein bisschen musizieren.«

»Das können wir heute Abend auch noch tun, wenn es dunkel ist.«

Elizabeth wollte nicht auf den Ausritt verzichten. Die wenigen Male, die sie noch zu Pferde durch die vertrauten Ländereien streifen konnte, würde sie bis zum Schluss auskosten. Sie zog Reitkleidung an und ging nach unten. In der Halle vernahm sie durch die angelehnte Tür zur Bibliothek die Stimmen ihres Verlobten und ihres künftigen Schwiegervaters.

» ... kannst du machen, was du willst, aber bis dahin wirst du dich beherrschen, haben wir uns verstanden?«, hörte sie Harold Dunmore sagen.

»Ja doch«, erwiderte Robert. Es klang ungehalten. Fraglos

widerstrebte es ihm, so häufig von seinem Vater gegängelt zu werden, schließlich war er kein grüner Junge mehr, sondern immerhin schon einundzwanzig. Sie selbst wurde mit ihren siebzehn Jahren von ihrem Vater schon lange nicht mehr wie ein Kind behandelt, im Gegenteil: Manchmal kam es ihr so vor, als sei sie die Erwachsene und der Viscount ihr Schutzbefehlener.

Auf dem Weg zu den Ställen kam ihr Vater ihr entgegen, die hohen Stiefel lehmig, das Gesicht von der Kälte gerötet. Die Hunde sprangen kläffend um ihn herum, gaben aber auf seinen Befehl hin sofort Ruhe.

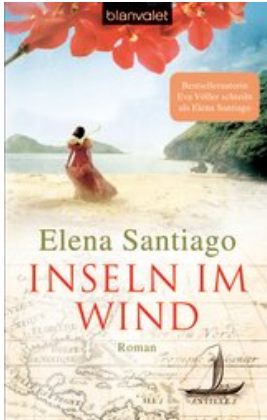
»Lizzie.« Er lächelte, und sie sah erleichtert, wie gut er sich wieder erholt hatte. Nach dem letzten Herzanfall hatte sie ernstlich um sein Leben gefürchtet, doch zu ihrer Freude war er schon wenige Tage später ganz der Alte gewesen. »Willst du noch ausreiten?«

Sie nickte.

»Unbedingt, bevor ich wochenlang darauf verzichten muss.« Er fuhr ihr durchs Haar, und dann gab er seinen Gefühlen nach und umarmte sie sanft.

»Du wirst mir furchtbar fehlen, Kind.«

Sie spürte einen Kloß in der Kehle. Nein, sie würde jetzt nicht weinen, denn sie wusste, damit würde sie ihm das Herz brechen. Als einer seiner Gewährsmänner aus London gekommen war, mit jener Depesche von Harold Dunmore, hatte er nur zögernd den Entschluss gefasst, den Pflanzer anzuhören. Es war Elizabeth gewesen, die ihn dazu ermuntert hatte, die Sache voranzutreiben – jedenfalls, nachdem sie Robert das erste Mal gesehen und festgestellt hatte, dass er zumindest äußerlich alles verkörperte, was eine junge Frau sich von einem Mann nur erträumen konnte. Sie wusste, dass es schlecht um Raleigh Manor stand. Geld war genug da, die Ländereien warfen gute Einkünfte ab, doch der Viscount hatte Feinde



Elena Santiago

Inseln im Wind

Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Broschur, 560 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-37888-3

Blanvalet

Erscheinungstermin: Mai 2013

Piraterie, heimliche Liebe und Verrat in der Karibik.

Als Elizabeth Raleigh nach langer, gefährvoller Reise endlich ihre neue Heimat Barbados erblickt, erliegt sie unwiderruflich dem betörenden Zauber der grünen Insel im Wind und vergisst fast, warum sie ihre englische Heimat verlassen musste. Fern sind die Vernunftfeie, die Kriegswirren und politischen Unruhen, die ihre Familie bedrohen. Doch bald überschatten dunkle Geheimnisse ihr Leben, und als auf Barbados ein tödlicher Freiheitskampf entbrennt, gerät Elizabeth in einen Strudel aus Intrigen, Zwietracht und verbotener Leidenschaft ...

 [Der Titel im Katalog](#)